

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 55 (1975-1976)
Heft: 1

Buchbesprechung: Das Buch

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Buch

25 JAHRE BUNDESREPUBLIK

Zwei Bestandesaufnahmen

Das doppelte Nachkriegsdeutschland, vergegenwärtigt in der Bundesrepublik und der DDR, ist zugleich Erbe des Zweiten Weltkrieges und Kind des <Kalten Krieges>. Seine beiden Staaten sind ihren Anfängen längst entwachsen; fast unmerklich wächst ihnen eine eigene Geschichte zu. So mehren sich seit einigen Jahren auch die Versuche, diese Geschichte darzustellen, ihre Wesenszüge zu analysieren und darüber erste Bilanz zu ziehen. Bereits liegen bedeutsame Werke hierzu vor, so etwa das Buch des allzu früh verstorbenen Waldemar Besson («Die Aussenpolitik der Bundesrepublik», München 1970), des Franzosen Alfred Grosser («Deutschlandbilanz», 2. A., München 1970) oder das vom Forschungsinstitut der Deutschen Gesellschaft für Auswärtige Politik herausgegebene Sammelwerk «Aussenpolitische Perspektiven des Westdeutschen Staates» (München 1972); auch über die DDR mehren sich die nüchtern wissenschaftlichen, kämpferischer Einseitigkeit entwachsenen Abhandlungen.

Im Laufe des letzten Jahres sind zwei neue Werke erschienen, die diese Reihe einer weitgespannten und kritisch abwägenden Bestandesaufnahme westdeutscher Politik fortsetzen. Um es vorwegzunehmen: sie tun es in vorzüglicher Weise. Sie stellen damit eine willkommene Bereicherung der noch nicht allzu zahlreichen Literatur über die Bundesrepublik, ihr politisches Selbstverständnis und ihren Beitrag zur europäischen Friedenssicherung dar.

Der von den Professoren *Löwenthal* und *Schwarz* herausgegebene Band¹ ist ein Symposium, in dem wesentliche, wenn auch nicht alle Aspekte westdeutscher Innen-, Aussen-, Wirtschafts- und Gesellschaftspolitik von über dreissig bestens ausgewiesenen Autoren erörtert werden. So spannt sich der thematische Bogen weit von der Darstellung der Anfänge eines neuzuschaffenden, gesellschaftlich und wirtschaftlich ungesicherten, institutionell mühsam aufzubauenden Staates über die Rolle des Parlaments und das neu zu bestimmende Verhältnis von Bund und Ländern den «Faktoren der Willensbildung» (Parteien, Interessenverbänden, Kirchen) bis hin zu der Erörterung so zentraler Fragen wie Wirtschaft, Technik und Gesellschaft (Landwirtschaft, soziale Sicherheit, Bildungspolitik usw.), und einer «Bestimmung des Standorts der Bundesrepublik in der Welt» unter den Aspekten der europäischen Integration, der Verteidigungspolitik und des Verhältnisses zu Amerika einerseits, den kommunistischen Ländern (<Ostpolitik>) anderseits.

Eine sehr umfassende Bilanz also, die man auf gedrängtem Raum auch nur als Einheit würdigen kann. Trotz unvermeidlicher Unterschiede in Qualität und Aussagekraft der einzelnen Beiträge ist es den beiden Herausgebern, Richard Löwenthal und Hans-Peter Schwarz, gelungen, sie auf einem hohen Niveau zu halten und zu einem Ganzen zusammenzufügen. Dazu tragen ihre eigenen vorzüglichen Beiträge

bei: Über Kontinuität und Wandel der Bundesrepublik und ihren langwierigen Weg vom «Kalten Krieg zur Ostpolitik» (Löwenthal) beziehungsweise über ihre aussenpolitischen Grundlagen und künftigen Perspektiven (Schwarz). Damit werden äusserer Rahmen und inhaltliche Schwerpunkte gesetzt, die dem Band massgeblich zu Gewicht und Abrundung verhelfen. Denn Lücken waren wohl bei einem so komplexen Thema unvermeidlich – und bleiben bedauerlich –, genau so wie es als Folge wachsender Interdependenz wirtschafts- und gesellschaftspolitischer Einrichtungen in allen westlichen Industrieländern oft schwierig ist, bestimmte Erscheinungen unter dem spezifischen Gesichtspunkt eines bestimmten Landes zu behandeln: ein Beitrag wie jener über Technik und Gesellschaft beispielsweise hätte, wo er die allgemeine Problematik dieses Wechselverhältnisses erörtert, ebenso in ein Buch über Frankreich oder Holland gepasst. Interessant dagegen wäre hier – wie etwa im Beitrag über die Bildungspolitik – eine Gegenüberstellung zum anderen deutschen Staat, der DDR, gewesen.

Bedauerlicherweise enthält der Band in dieser Hinsicht die grösste Lücke: dem Verhältnis zwischen den beiden deutschen Staaten ist kein eigener Beitrag gewidmet (was ursprünglich wohl kaum beabsichtigt war); gerne hätte man auch Beiträge über die Politik gegenüber der nicht-industrialisierten Welt und die Stellung der Bundesrepublik in internationalen Organisationen gesehen. Der gebotenen Kürze wegen sind manche Kapitel allzu summarisch ausgefallen. Dies trifft etwa auf den so wichtigen Beitrag über die Verteidigungspolitik zu, in dem recht kurzrassisch der komplexe, für die gesamte

deutsche Aussenpolitik zentrale Problemkreis von Abrüstung und Wiedervereinigung und die Teilhabe oder Mitsprache bei nuklearen Waffen behandelt werden.

Glücklicherweise bildet gerade hierzu eine ausserordentlich sorgfältig dokumentierte und abgewogene Darstellung von *Helga Haftendorn*² die notwendige und geglückte Ergänzung. Der Verfasserin, heute Professorin an einer der beiden neugeschaffenen Bundeswehr-Hochschulen, ging es darum, einen Beitrag eben zu diesem vielschichtigen und vielleicht gerade deswegen bisher oft vernachlässigten Bereich deutscher Aussenpolitik zu leisten. Ihre Arbeit, zeitlich die Periode 1955 bis 1973 umfassend, ist sehr weit gefasst. Überrascht wird man sich bewusst, wie viele Aspekte unter das von ihr gewählte Thema fallen: Abrüstung und Sicherheit, die bis 1959 von westlicher Seite stets mit Fortschritten in der Deutschlandfrage verknüpft wurden, Rüstungskontrolle («Arms Control»), bei der die Bundesrepublik in den Worten der Verfasserin lange, allzu lange als «Mitläufer» fungierte, die bereits erwähnte Frage der nuklearen Mitbestimmung in ihrer Verknüpfung mit der Bündnisstrategie, dem Moskauer Teststoppvertrag und dem Atomsperrvertrag; sodann die Politik des Gewaltverzichts, die Verhandlungen über einen Truppenabbau in Europa und die europäische Sicherheitskonferenz, wo Bonn sich im Zeichen grösserer Selbständigkeit stärker initiativ und innovativ zeigte.

Alle diese verschiedenen Etappen werden sorgfältig nachgezeichnet und in ihren vielfachen Verknüpfungen dargestellt. Das Hauptverdienst des Buches liegt dabei zweifellos in der unge-

mein schwierigen, fast durchwegs gelungenen Darstellung der Wechselwirkung von innenpolitischer Auseinandersetzung und aussenpolitischer Interessenwahrung. Die Autorin bleibt dabei stets zurückhaltend in ihrem persönlichen Urteil; ihre Sympathie gilt aber doch wohl der innovativen Seite einer auf aktive Friedenssicherung ausgerichteten Politik. Gegen Ende ihres Buches vertritt sie die Auffassung (oder Hoffnung?), dass für die neue Generation <die pro-amerikanische und antisowjetische Sicherheitsfixierung> an Relevanz verlieren und an ihre Stelle ein <sozial gefüllter Friedensbegriff> treten werde, der <zwischenstaatliche und in noch stärkerem Masse gesellschaftliche Komponenten besitzt>. Das mag sein. Sichtbare Beweise hierfür gibt es, wie sie selbst einschränkend feststellt, noch wenige. Dem internationalen System

ebenso wie den es tragenden Institutionen eignet – leider – eine Trägheit, die sich derartigen Tendenzen und Reformen bisher immer noch verschlossen hat.

Der Band ist mit Fussnoten überreich versehen; er enthält eine vorzügliche Bibliographie sowie ein Personen- und Sachverzeichnis. Alles in allem: eine in jeder Hinsicht beachtenswerte Leistung.

Curt Gasteyger

¹Die Zweite Republik, 25 Jahre Bundesrepublik Deutschland, Eine Bilanz, hrsg. von Richard Löwenthal und Hans-Peter Schwarz, Seewald-Verlag, Stuttgart 1974. – ²Helga Haftendorn, Abrüstungs- und Entspannungspolitik zwischen Sicherheitsbefriedigung und Friedenssicherung, Zur Aussenpolitik der BRD 1955–1973, Bertelsmann Universitätsverlag, Düsseldorf 1974.

MATERIE, LEBEN UND GEIST

Betrachtungen zur Naturphilosophie Walter Heitlers

Lassen Sie mich mit einem philosophischen Erlebnis beginnen. Vor einigen Jahren fand in Lindau eine Podiumsdiskussion statt anlässlich einer Tagung der Nobelpreisträger der Chemie. Es sassen sechs Nobelpreisträger, Physiker und Chemiker, an einem Tisch und sprachen über Evolution. Die Atmosphäre war bedrückend, ja erstickend. Keine Philosophie, keine geistige Spontaneität. Den Menschen gab es nicht, sondern nur den Kausalnexus, die Verknüpfung von Ursache und Wirkung, die, zusammen mit dem blinden Zufall, nach Ansicht dieser Wissenschaft-

ter das Phänomen des Homo sapiens hervorgebracht hatte. Es triumphierte die Konzeption des Neodarwinismus, welche den Begriff der Mutation verbindet mit demjenigen der Selektion. Jede andere Vorstellung der «Menschwerdung» wurde von vornherein als «unwissenschaftlich» ausgeschlossen. Da dämmerte mir zum erstenmal, was hinter den naturphilosophischen Schriften des Physikers Walter Heitler steht. Nämlich ein mächtiger Trend der modernen Naturwissenschaft, gegen den er sich auflehnt. Es ist, dem Wesen nach, ein Aufstand der hochbegabten «Tech-

niker» der Wissenschaft gegen den Geist. (Die ganz grossen Namen wie Planck, Einstein, Bohr, Heisenberg finden sich natürlich nicht darunter.) Was Ortega y Gasset «das Heraufkommen der Massen zur vollen sozialen Macht» nennt, hat einige ungeahnt subtile Aspekte, ungeahnt für jenen, der sich nur an das Schlagwort hält. Es trifft auch die «Facharistokraten», jene Menschen nämlich, die es in einem engen Bereich der Wissenschaft zu grosser Kompetenz gebracht haben und die sich dann berechtigt fühlen, in apodiktischer Weise auch über Dinge zu befinden, zu deren Beurteilung ihre Wissenschaft nicht ausreicht. Das Massenphänomen verkleidet sich gleichsam, es wird «elitär». Gegen das Massenphänomen des Trends der modernen Naturwissenschaft wendet sich Walter Heitler in seinem naturphilosophischen Werk als der tapfere Kämpfer in philosophicis, der er ist.

Die phänomenologische Reduktion

«Dass aber zielgerichtetes Verhalten mit den zugehörigen Gesetzmässigkeiten mystischer sein soll, als dass der Mond in einer geodätischen Linie läuft, ist wohl nur so zu verstehen, dass wir an die Kausalgesetze seit dreihundert Jahren gewöhnt sind und nicht mehr darüber nachdenken, dass sie ein Wunder sind²» (S. 8). Es findet also eine durch die *Geschichte* der Naturwissenschaften bedingte «phänomenologische Reduktion» statt. Der Begriff der phänomenologischen Reduktion stammt von Edmund Husserl. Er versteht darunter Akte des Ich in der Nachfolge Descartes' und Kants, des «reinen Ich», das sich aus der Materie der Reflexion

heraushält und sich nur mit der spezifischen Form des Gegenstandsbewusstseins befasst.

Was hat Husserls Gegenstandsbewusstsein mit der Geschichte der Naturwissenschaft in den letzten drei Jahrhunderten zu tun? Sehr viel. Es wird dadurch deutlich, dass der Subjektpol des Erkennens eben auch in den Naturwissenschaften eine wichtige Rolle spielt. Die Naturwissenschaften sind Geisteswissenschaften auch in dem Sinne, dass der Geist des Menschen es ist, der die Natur erkennt. Der Mensch hat es also in der Naturwissenschaft keineswegs nur mit der Natur zu tun, sondern auch mit sich selbst, gewissermassen mit der Intention, mit der Richtung, mit der Richtung des erhellenden «Strahls» seiner Erkenntnis. Es folgt daraus, dass auch der Naturwissenschaftler, erkenntnistheoretisch gesprochen, in eine Sackgasse geraten, dass er sich verirren kann wie nur eh und je ein idealistischer Philosoph. Freilich ist die Position der materialistischen Naturwissenschaft eine andere als diejenige einer idealistischen Philosophie. Folglich ist auch ihre phänomenologische Reduktion eine andere. Es versteht sich, dass die phänomenologische Reduktion Husserls vorzüglich vom Subjekt ausgeht. Die materialistische Naturwissenschaft aber, etwa als Physik und Chemie, geht nicht vom Subjekt, sie geht vom Objekt aus. Und da steht sie zweifellos auf sicherem Boden. Wie kommt es nun trotzdem zu einer phänomenologischen Reduktion der materialistischen Naturwissenschaft, die eine *Verengung* des Blickfeldes bedingt? Husserl verstand, im Gegensatz dazu, die phänomenologische Reduktion als die Freiheit des Subjekts, zu *jeder* seiner Gegenstandssphären den Zugang

zu finden. Wenn aber die phänomenologische Reduktion nicht vom Subjekt, sondern vom Objekt ausgeht, dann fällt die Souveränität des erkennenden Subjekts, dann fällt seine umfassende «Einstellungsfähigkeit» auf irgendein Gegenstandsgebiet dahin, das wissenschaftliche Subjekt wird der Gefangene seines Objekts, in diesem Falle also des Objekts der Physik und Chemie, dessen Eigenschaften willkürlich auf das Leben übertragen werden. «Reduziert» wird also das Leben auf das Niveau von Physik und Chemie.

Die Sprache der Naturwissenschaft seit Galilei

«Es ist ja gerade die Galileische Trennung zwischen dem <Objekt draussen> und der <Wahrnehmung innen>, die das Verhängnis heraufbeschworen hat: die Unmöglichkeit, unsere Wissenschaft mit unseren ganz elementaren Wahrnehmungen zu verbinden¹» (S. 27). Da wird auf die *Sprache* der Naturwissenschaft angespielt. Nicht nur Wissen, auch Sprache ist Macht, nicht zuletzt deshalb, weil sich das Wissen auch immer einer Sprache bedienen muss. Es steckt eine ungeheure Macht in der Sprache. Die Sprache kann uns befreien, sie kann uns aber auch versklaven. Das gilt in der Politik, in der Religion. Aber nicht nur dort, auch in der Erkenntnistheorie der Naturwissenschaft. Die Sprache ist unsere «zweite Welt», sie ist die zweite Schöpfung, sie schafft uns die Welt nochmals. Die Theorie des Strukturalismus hat uns für Sprachvorgänge sensibilisiert. Man übersieht oft, dass Galilei nicht nur ein erfolgreicher Physiker, sondern auch ein massgebender Wissenschaftstheore-

tiker (Epistemologe) war. So hat John Locke in seinem «Essay concerning human understanding» (1690) die «Sprachregelung» Galileis übernommen. Er unterscheidet die «primären Qualitäten» (Ausdehnung und Härte) von den «sekundären Qualitäten» (Farbe, Ton, Wärme). Dadurch wird die Galileische Trennung zwischen dem «Objekt draussen» und der «Wahrnehmung innen» befestigt. Hand in Hand damit geht eine epistemologische Abwertung der sekundären Qualitäten. Denn die primären Qualitäten sind berechenbar, sie unterliegen der funktionellen Bestimmung durch Mass und Zahl, die sekundären Qualitäten aber nicht. Der alte Demokrit hatte bereits eine bessere Einsicht in die Dialektik der inneren und der äusseren Wahrnehmung als Galilei und Locke. Einerseits sagt er: «Farbe gibt es nur der herkömmlichen Meinung nach und ebenso Süss und Bitter; in Wirklichkeit gibt es nur die Atome und das Leere.» Andererseits aber lässt er die Sinne zum Verstand folgendermassen sprechen: «Du armseliger Verstand, von *uns* hast du deine Gewissheiten genommen und nun willst du uns damit niederwerfen? Dein Sieg ist dein Fall!» Dein Sieg ist dein Fall ... Damit wird ausgesprochen, was wir auch heute wieder zu fürchten haben. Der auf Abstraktion beruhende wissenschaftlich-technische Fortschritt des Menschen wendet sich gegen seine sinnliche Leiblichkeit. In der Terminologie des Strukturalismus ausgedrückt: die Beschaffenheit des Strukturellen wird dem Strukturalen geopfert, die Wirklichkeit des Lebens der wissenschaftlichen Sprache. Es müsste eine wissenschaftliche Sprache gefunden werden, die dieser Gefahr Rechnung trägt.

Materie

Wer hat schon daran gedacht, was «Essen» bedeutet? Nicht weniger als Inkarnation. Man denkt an die religiöse Bedeutung des Mahls, etwa an das christliche Abendmahl. Die Materie macht doch mit. Sie wird zu Leben. Könnte sie es, wenn sie nicht, wenigstens latent, die Bereitschaft zum Leben in sich trüge? Wäre es nicht möglich, sich die Materie vorzustellen als ein sich immer mehr ausbreitender Fächer, von dem im Laufe der Evolution immer neue Teile sichtbar werden, Teile, von denen die Wissenschaft vorher nichts wusste? Und dies auf allen Stufen des Lebens, vom Leblosen bis zum höchsten Leben? Es wäre dann unmöglich, die Materie ganz einfach als «tot» zu bezeichnen. Gelänge es, dies zu beweisen, so wäre die physikalisch-chemische Deutung des Lebens durch die materialistische Naturwissenschaft ad absurdum geführt. Walter Heitler bezeichnet denn auch die Materie (meistens) nicht als tot, sondern als leblos. So: «Sollte es auch in der leblosen Natur Gestaltungskräfte geben, von denen wir nichts wissen⁴?» (S. 47.) Wenn der Materie diese evolutive Bedeutung zukommt, so wäre es wohl richtig, die Naturwissenschaft als Geisteswissenschaft zu sehen³.

Man erinnert sich bei dieser Gelegenheit an die Definition der Materie durch Teilhard de Chardin, die sich auf dichterische Höhen erhebt, etwa in seinem «Hymnus an die Materie». Doch findet sich in den Schriften Walter Heitlers nichts von dem Panpsychismus Teilhard de Chardins. Für ihn ist Naturwissenschaft Geisteswissenschaft, einmal weil er die Gesetze, welche die Materie beherrschen, selbst im platonischen

Sinne als «Ideen» sieht. (Allerdings nicht als «über» der Natur wie bei Platon, sondern als «in» der Natur.) Zu diesen Ideen steht in Entsprechung der forschende Mensch. Der Autor stellt die Frage: «Wie macht es ein Stein, dass er nach einem mathematisch formulierten Gesetze fällt?» Und er fügt hinzu: «Die Frage führt direkt in die metaphysische Problematik des Verhältnisses von Materie und Geist²» (S. 29). Das Eindringen in die Tiefen der Mikro- und Makronatur, wie wir es in diesem Jahrhundert erlebten, ist sicherlich eine Spitzenleistung des menschlichen Intellekts. Was ist es, das da «verstanden» wurde? Wo finden sich die «Ideen», die Gesetze, welche die materiellen Abläufe bestimmen? Nicht nur in der Materie selbst, sondern, erkenntnistheoretisch gesprochen, auch im menschlichen Geiste. Dafür spricht, dass die mathematischen Grundlagen, die notwendig waren für die Formulierung der Relativitätstheorie, schon vorher, rein aus der mathematischen Intuition heraus, gefunden wurden.

Naturwissenschaft ist Geisteswissenschaft aber auch deshalb, weil nach Walter Heitler Materie und Geist nicht getrennt werden können. Am Leben sind immer materielle Vorgänge beteiligt, auch am Leben des Geistes. Aber eben nicht so, dass die Phänomene von Leben und Geist eindeutig materiellen Vorgängen zugeordnet werden könnten. Wie es von der Materie her zum Leben kommt, ist uns immer noch verborgen. Drittens endlich ist Naturwissenschaft Geisteswissenschaft wegen der *ethischen* Bedeutung unserer Einstellung zur Materie. Es ist nicht gleichgültig, wie wir von der Materie sprechen, es ist nicht gleichgültig für den Menschen in uns, für den Menschen in

unserm Mitmenschen. Wenn wir die Konzeption der Materie zu *tief* ansetzen, wenn wir ihr also nur physikalisch-chemische Wirkungen zubilligen und nicht auch jenes subtile, noch längst nicht ausgelotete Zusammenspiel mit dem seelischen und geistigen Leben, dann setzen wir auch den Menschen zu tief an. Dann ist es erlaubt, ihn gleichsam materiell zu behandeln, ihn zu manipulieren mittels Druck und Stoss. Die *politischen* Folgen dieser theoretischen Sicht der Materie sind bekannt.

Leben

Kant ist der Ansicht, dass sich der «Newton des Grashalms» nicht finden werde. Warum? Ist das Leben endgültig unergründbar? Wird es nie Gesetze für die lebende Materie geben, wie es sie für die leblose gibt? Für Kant bringt das Leben Zufall und Notwendigkeit, das Allgemeine und das Besondere, Mechanismus und Teleologie zusammen. Das sind Begriffe, die der analytische Verstand der Naturwissenschaft, der Intellectus ektypus, wie ihn Kant nennt, trennen muss. Nicht aber trennt sie der Intellectus archetypus, der intuitiv, nicht diskursiv erkennende Verstand, der, in das Innerste des Lebens eindringend, intelligible Freiheit und erscheinende Notwendigkeit zusammendenken kann. Kant sieht das Leben als eine Idee. Wir können es anschauend erkennen, aber nicht auf die analytisch-naturwissenschaftliche Art. Es ist verständlich, dass diese philosophische Auskunft einen Naturwissenschaftler nicht zu befriedigen vermag. Walter Heitler hat sich denn auch in der Aporie, die das Leben stellt,

nicht an Kant gewandt, sondern an Niels Bohr. Niels Bohr benützt eine Parallele zwischen physikalischer und organischer Gesetzmässigkeit, um die Eigenart des Lebens zu erklären. In der Quantenmechanik kann nicht zugleich der Ort und die Geschwindigkeit (Energie) eines Elektrons bestimmt werden. «Eine Bestimmung des Orts (das heisst eine Messung) ist zwar möglich (und führt zu einem eindeutigen, aber nicht voraussagbaren Resultat), bedingt aber einen Eingriff in das Atom und hat eine Änderung seines Zustands zur Folge²» (S. 21). Eine Unbestimmtheitsrelation in diesem Sinne würde nun auch zwischen lebender und lebloser Materie bestehen. Ihre Bestimmung schliesst sich gegenseitig aus. «Die lebendigen Eigenschaften des Organismus schliessen ein *detailliertes* Verfolgen der physikalischen Vorgänge aus, während letzteres das Wirken des Lebendigen ausschliesst, also Tod bedeutet²» (S. 21). Daher das Komplementaritätsprinzip von Niels Bohr. Materie und Leben verhalten sich komplementär zueinander.

Wie befriedigt nun diese Lösung? Sie hat den Vorzug einer «sauberen Einteilung», während Kant die Grenzen zu verwischen scheint. Andererseits hat auch die Lösung von Niels Bohr Nachteile, wie uns dünkt, indem sie den berechtigten Ansprüchen der analytisch-diskursiv fortschreitenden Naturwissenschaft einerseits, andererseits aber auch der mehr morphologisch-intuitiv fortschreitenden Naturwissenschaft (morphologische Biologie, Verhaltensforschung) nicht zu überschreitende Grenzen setzt. Wäre es nicht möglich, die Vorstellung des Bohrschen Komplementaritätsprinzips mit derjenigen der Kantschen Idee als «Leben» zu ver-

binden? Was nämlich in der Theorie von Niels Bohr gerade nicht befriedigt, ist dieses «analytische» Nebeneinandersetzen von Leben und Materie. Denn das Leben «überspielt» doch offenbar diese Gegensätze. Eine Frage, die wir stellen und die offen bleiben muss.

Geist

Teilhard de Chardin kennzeichnet den Unterschied zwischen dem Tier, das bewusstes Leben, aber nicht Geist, und dem Menschen, der Leben und Geist hat, folgendermassen: Das Tier weiss, der Mensch weiss, dass er weiss. So einfach ist das. Oder vielleicht doch nicht ganz so einfach? Sicherlich ist damit ein wesentliches Merkmal erfasst. Der Mensch spricht, das Tier spricht nicht. Die Sprache, mehr noch als das Werkzeug, unterscheidet den Menschen vom Tier. Was bedeutet dies: Sprechen? Es bedeutet die Sprengung der einheitlichen Welt des Tiers. Das menschliche Universum besteht aus zwei Welten, der Welt des Aussen und der Welt des Innen, der Welt der Objekte und der Welt der Sprache. Um die Welt des Aussen weiss der Mensch, um die Welt des Innen, um die Sprache, weiss er, dass er weiss. Die Sprache beruht auf der doppelten Reflexion eines Aussen, das dargestellt wird, und eines Innen, das darstellt, einer Welt der sinnlichen Objekte und eines Innen, das sich durch die Sprache symbolisiert.

Aber hier sind wir doch immer noch in der Welt des *Wissens*. Wie steht es mit der Welt des Gewissens? Ein schweres und tiefes Problem. Die ethische Existenz des Menschen ist ein ebenso wichtiges Kriterium des Menschseins und damit des menschlichen Geistes wie

seine dianoetische (verstandesmässige) Existenz. Der Mensch kann Gut und Böse unterscheiden, nicht aber das Tier. Darauf legt der *Ethiker* Walter Heitler den grössten Wert. Er fürchtet sich auch gar nicht, die Begriffe Gut und Böse in die Evolution einzuführen, währenddem Teilhard de Chardin einige Schwierigkeiten damit hat. Geist ist nicht nur, zu wissen, dass man weiss, sondern auch, das Wissen mit dem Gewissen zu verbinden. Gibt es nicht auch Wissen ohne Gewissen? Das würden die Vertreter der intellektuellen Ethik, etwa ein Sokrates, bestreiten. Sie glauben nicht, dass man das Böse tun könnte, wenn man um das Böse weiss. Walter Heitler ist vom Gegenteil überzeugt. Er weiss um das gewissenlose Wissen, aber dieses Wissen ist bei ihm nicht nur ein Wissen, sondern eine existentielle Haltung.

Die doppelte Evolution

«Es handelt sich also beim Tierreich (bis zum Menschen) um eine doppelte Evolution: den Aufbau der höher und höher entwickelten körperlichen Struktur der Arten und den Aufbau des seelischen Innenlebens, der zwar mit der körperlichen Struktur mehr oder weniger parallel geht, aber nicht mit ihr identisch ist und nicht aus ihr abgeleitet werden kann²» (S. 52). In der Tat. Gibt es nicht auch eine Entwicklung, eine genetische «Morphologie» der Seele? Sie wurde bis vor kurzem stark vernachlässigt zugunsten der genetischen Morphologie des Körpers. Auch Teilhard de Chardin weist darauf hin. Ihm liegt vor allem die Erkenntnis am Herzen, dass die moderne Zoologie den Zweig des Menschen wegen der relativen Geringfügigkeit der körperlich-

morphologischen Unterschiede nur als eine «Schuppe» innerhalb der Oberfamilie der Hominiden betrachtet. Diese kleinen körperlich-morphologischen Unterschiede aber haben grosse Wirkungen, grosse Wirkungen der Zerebralisation und damit der Psychisierung des Menschen. So hat der aufrechte Gang zur Folge, dass die Hände gebraucht werden können. «Der Gebrauch der Hände entlastet die Kinnbacken von ihrer Greiffunktion, so dass das breite Band der Kiefermuskeln, das den Schädel einschnürt, gelockert wird. Die Entwicklung des Schädels kann also beginnen⁵ ...» (S. 95). Von der Tierseele bis zur Menschenseele breitet sich das weite Gebiet der Verhaltensforschung aus. Konrad Lorenz gibt seinem Buch «Die Rückseite des Spiegels⁶» den Untertitel «Versuch einer Naturgeschichte menschlichen Erkennens».

Nicht nur der menschliche Körper geht also aus genetischen Schöpfungsakten (Lorenz nennt sie «Fulgurationen») hervor, auch die menschliche Seele. So wird Naturwissenschaft zur Geisteswissenschaft. Und bei Lorenz die ebenfalls von Walter Heitler beobachtete Entsprechung von Innen und Aussen, die auch bei jenem nicht zur eindeutigen Zuordnung letztlich des «Physikalismus» wird. In «Das sogenannte Böse⁷» heisst es: «Falsch dagegen ist die oft gehörte Aussage: Lebendige Vorgänge sind *eigentlich nichts als* chemische und physikalische Vorgänge» (S. 321). Innen und Aussen, Seele und Leib sind also das *Ganze* eines physikalisch-chemisch nicht reduzierbaren Phänomens. Und Goethe: Nichts ist drinnen, nichts ist draussen: Denn was innen, das ist aussen. Ein Gedicht, woraus auch Walter Heit-

ler zitiert. Freilich ist Konrad Lorenz andererseits der Gefahr einer «psychischen phänomenologischen Reduktion» des Menschen nicht ganz entgangen. Das «sogenannte Böse» ist eben nicht nur sogenanntes, es ist auch wirkliches Böses, nämlich vom ethischen Standpunkt aus gesehen. Vor seinem Gewissen kann sich der Mensch nicht stammesgeschichtlich entlasten, ganz einfach, weil, auch nach der Lorenzschen Theorie, so etwas wie «Gewissen» in der Stammesgeschichte nicht vorkommt.

Kulturelle Zusammenhänge

Was man ganz allgemein seit der Renaissance, seit Galilei, die «Physikalisierung» des menschlichen Bewusstseins nennen könnte, setzt sich nicht nur in der Wissenschaft und in der Philosophie durch. Es handelt sich um ein kulturelles Gesamtphänomen, um die Verdrängung der geistigen Ursache, der Causa finalis im menschlichen Denken und Handeln, zugunsten der materiellen Ursache, der Causa efficiens. Damit wird, kulturhistorisch gesehen, der Übergang geistiger Epochaltypen, der Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit markiert. Die geistigen Folgen der Physikalisation und Mathematisierung (moderne Physik ist undenkbar ohne Mathematik) wirken sich oft kulturell mit einem jahrhundertelangen Verzögerungseffekt aus. Ein Beispiel dafür ist die moderne Malerei. Die kubistischen Maler wollten sicherlich nicht die physikalischen Erkenntnisse bewusst in Malerei umsetzen, es ging ihnen um eine Lösung ihrer formalen Probleme, sicher aber ist, dass sie die Richtung der wis-

senschaftlichen Auseinandersetzung mit der Welt in ihrer Malerei unbewusst objektivierten⁸ (S. 20).

Ein anderes Beispiel ist der Marxismus mit seiner «Physikalisierung» des Bewusstseins durch das Sein, wofür als «Beispiel im Beispiel» Bert Brecht dienen mag. Brecht hat, wie sein Galilei-Drama beweist, für den Wechsel der Äonen das richtige Gefühl, wenn er auch nicht begriffen hat, worum es eigentlich geht, nämlich zwar zuerst, aber zuletzt nicht um Aufklärung, sondern um eine neue Glaubensrichtung. Und für diese erbringt Brecht selbst den besten Beweis. Worte wie diejenigen über das Fressen, das vor der Moral kommen soll, haben ihren Platz in einem bestimmten Credo. Welchem Credo? Dem Credo des Physikalismus. Diesen Worten setzen sich die andern entgegen, wonach der Mensch nicht vom Brot allein lebt. Hinter jener Richtung steckt die Causa efficiens, hinter dieser die Causa finalis. Bei jener wird, idealtypisch gesprochen, alles was geschieht, erst geschehen, wenn die materielle Grundlage da ist – und es ist dann weniger wichtig, *was* überhaupt geschieht –; diese Richtung aber legt den Akzent auf die Qualität des Geschehens, bevor sie überhaupt nur an die materiellen Möglichkeiten denkt. Man könnte sie, im Gegensatz zur ersten, also zum Physikalismus, als Spiritualismus bezeichnen. Das sind zwei extreme Haltungen, grosso modo verkörpert durch das Mittelalter und die Neuzeit. Der Leib des Menschen, die Inkarnation des Mediokosmos, von dem Adolf Portmann spricht, der Leib des Menschen, der weder ein Innen noch ein Aussen ist, sondern zugleich ein Innen und ein Aussen, wie es Goethe sieht, steht zwi-

schen beiden. Vielleicht gehört gerade *dieser* Orientierung die Zukunft.

*Das Göttliche*⁴

Da ist etwas, was mich angeweht hat aus dem naturphilosophischen Werk Walter Heitlers und was ich, auf meine Weise, zum Ausdruck bringen möchte, nämlich die durch die theoretische Vernunft hindurchgehende praktische Vernunft, der theoretisch auch konstruktive Primat der praktischen Vernunft Kants. Jenseits aller Moralbegriffe, ins Religiöse übersetzt, könnte man es auch das Göttliche nennen. Kant sah es als «bestirnten Himmel» über sich. Als Moralgesetz, als Gott? Beides war ihm wohl schliesslich und endlich ein und dasselbe, wie später Fichte. Es gibt ja wohl so etwas wie ein selbstversichertes, sich selbstversicherndes «cogito ergo sum» der Religion. Das bedeutet: Ich erfahre das Göttliche zuerst in mir selbst, es ist gewissermassen ein innerleibliches Faktum und wird erst dann zu einem innerweltlichen. Auf die Göttlichkeit der Welt schliessen, das ist ein Schluss. Ich kann noch so nahe bei der Welt sein, näher bin ich noch bei mir. Da liegt es – ganz analog – auch nahe, dass die Juden des Alten Testaments eine Welt, eine Natur, einen Kosmos wie die alten Griechen gar nicht kannten. Die Welt war ihnen ein Du, ein Du als die Schöpfung Gottes. Damit zuerst und vor allem auch ein innerleibliches Faktum. (Sie brachten es bisweilen tanzend, mit Zimbeln und Pauken zum Ausdruck.) Wie und wo erlebten sie die Schöpfung Gottes? Bei und in sich selbst. Demgegenüber verweist Walter Heitler sehr richtig auf den *objektiven* geistigen und göttlichen In-

halt der Welt. Was uns aus der Welt entgegentritt, ja entgegenspringt, das sind wir, das sind wir eben auch. So verstand der von Walter Heitler oft zitierte Kepler die Geistigkeit und Göttlichkeit der Welt aus einer Geistigkeit und Göttlichkeit heraus, die eben auch die seine war. Wie sollte man da trennen können? Die Göttlichkeit der Welt ist unsere eigene, die wir nicht besitzen, aber die wir sind, so wie diejenige unseres Leibes, aus dem wir uns nie herausdenken und herausfühlen können.

Hans F. Geyer

Walter Heitler: ¹Der Mensch und die naturwissenschaftliche Erkenntnis, Verlag Friedr. Vieweg und Sohn, Braunschweig 1961. – ²Naturphilosophische Streifzüge, Verlag Friedr. Vieweg und Sohn, Braunschweig 1970. – ³Naturwissenschaft ist Geisteswissenschaft, Verlag Die Waage, Zürich 1972. – ⁴Die Natur und das Göttliche, Verlag Klett und Balmer, Zug 1974. – ⁵Alexander Gosztonyi, Der Mensch und die Evolution, Verlag C. H. Beck, München 1968. – ⁶Konrad Lorenz, Die Rückseite des Spiegels, Verlag R. Piper und Co., München 1973. – ⁷Das sogenannte Böse, Verlag Dr. G. Borotha-Schoeler, Wien 1963. – ⁸Alexander Gosztonyi, Der Mensch in der modernen Malerei, Verlag C. H. Beck, München 1970.

NICHT NUR EIN BUCH ÜBER ERZIEHUNG ...

«Paulinchen war allein zu Haus»

Ich vermute, dass der neue Roman von Gabriele Wohmann von vielen mit einem ganz unliterarischen, stoff- und problemgerichteten Interesse gelesen wird, und das hat seinen guten Grund¹. Zwar ist sein Thema an sich weder neu noch besonders originell; immerhin ist es eines der zentralen Themen des Jahrhunderts: die Kindererziehung. Wir kennen dessen literarische Gestaltung in allen möglichen Variationen: von der emotionsbestimmten Entwicklungsgeschichte bis zur Satire auf die patriarchalisch-autoritären Erziehungsmethoden. Die Variante, die Gabriele Wohmann vorlegt, dürfte allerdings neu sein in mehr als einer Beziehung (und aus diesem Grunde auch faszinierend), nicht zuletzt deshalb, weil nicht, wie bisher doch fast ausschliesslich üblich, die hergebrachte, bürgerlich-autoritäre Erziehung attackiert

wird, sondern eine mit Stolz als freiheitlich deklarierte.

Ein in Ansichten und Geschmack grundsätzlich und dezidiert modernes Ehepaar, beides erfolgreiche und schreibsüchtige Journalisten, adoptiert, in schon nicht mehr ganz jungen Jahren, ein kleines Mädchen, das durch einen Verkehrsunfall Vollwaise geworden ist, sucht es – vermeintlich – in Freiheit und Toleranz, auf «partnerschaftlicher Grundlage», zu erziehen, nicht mit Autorität und Drohung, sondern mit Vernunft – und das Ergebnis dieser «idealen» Erziehung ist, dass das Kind, eine sensible, phantasievolle, schwerblütige Achtjährige, sich in ein Internat wünscht (Inbegriff altmodisch-autoritärer Erziehung!), nicht weil es sich dort Geborgenheit und Glück versprache, sondern um endlich wenigstens seine Ruhe zu haben und

frei zu sein von den ewig unerfüllten Wünschen nach Verstehen und Zuneigung.

Ein literarischer Angriff also auf die progressive Erziehung, auf die Schlagwörter moderner Pädagogik, wie sie vor allem in journalistischer und populärwissenschaftlicher Publizistik florieren. Ich kann mir deshalb sehr wohl denken, dass das Buch von den Gegnern der antiautoritären Erziehung, den Anhängern der alten Kombination von «Liebe und Strenge», mit Begeisterung gelesen und als Kronzeuge verwendet wird, zumal die kleine Paula sich herzlich nach der kleinbürgerlichen Geborgenheit bei den Grosseltern zurücksehnt. Aber so einfach macht es sich Gabriele Wohmann nicht, dass sie einfach die Wärme altmodischer Geborgenheit gegen die Kälte der Vernunft ausspielt. Zwar ist das biblische «Und hätte der Liebe nicht – ...» durch das ganze Buch im Hintergrund hörbar; aber die Autorin demaskiert nicht einfach ein Prinzip, sondern weit mehr ein Verhalten, und der Roman ist in dieser erzählenden Analyse etwas anderes und viel mehr als ein Buch über Erziehungsmethoden. Erzählend wird demonstriert, mit fast jedem Satz, dass alles im Verhalten der beiden Erwachsenen – vor allem der führenden und redenden Frau – unecht ist, «pseudo», Anspruch ohne jede Realitätsdeckung. Was von den Adoptiveltern durch-exerziert wird, ist nur dem Wort nach eine «partnerschaftliche» Erziehung (wie oft werden wir das Wort wohl in den nächsten Jahren noch hören?), in Wirklichkeit wird mit dem Mittel der freundlichen Bitte genau so viel unterdrückt, manipuliert, erzwungen wie in der offen autoritären Erziehung; kindliche Wünsche werden zwar erfüllt, aber

mit dem kritischen Hinweis, dass es sich eigentlich um zu kindliche Wünsche handle. Und das geheiligte Prinzip der Vernunft wird dazu verwendet, das Kind in der Richtung der eigenen Vorstellungen eines vollwertigen Lebens zu lenken: der Bilderbuchfigur eines kontaktfreudigen, sportlichen kleinen Mädchens, das zielsicher ein «vernünftiger, glücklicher Mensch» wird: lauter Vorstellungen, denen sich die schwerblütige Art der kleinen Paula widersetzen muss.

Gabriele Wohmann erfasst und analysiert dies Verhalten vor allem in der Sprache ihrer Figuren, und sie entwickelt darin eine eigentliche Meisterschaft, die dies neue Buch zu einem Höhepunkt in ihrem bisherigen Schaffen werden lässt. Sie hat auch ihre Figuren so gewählt, dass Sprache – ein modischer Intellektuellenjargon – ihr eigentliches Lebenselement ist. Christa und Kurt sind fanatische Schreiber, ununterbrochen klappern ihre Schreibmaschinen; Erfahrungen zu verbalisieren und an den Leser zu bringen, ist ihre Leidenschaft. Aber auch Paula schreibt, allerdings sehr anders, rückhaltlos emotional, in frühreifer Anlehnung an ältere poetische Muster, unablässig in ihr Tagebuch.

Die Darstellung ist, wie immer bei Gabriele Wohmann, satirisch scharf. Dabei ergibt sich – in früheren Werken wie im neuen Buch – das gewissermassen Böartige ihrer Zeichnung (man hat ihren Blick schon lieblos genannt, nicht ohne Grund), nicht etwa durch karikaturistische Effekte, sondern durch eine unerbittliche, pointillistische Genauigkeit. Eine Christa, einen Kurt (er ist der stillere, zurückhaltendere Ehepartner, mit Augenblicken wirklicher Einsicht, deshalb weit weniger satirisch

gezeichnet, manchmal fast sympathisch, aber zu gleichgültig, um sich gegen seine vitale Gattin durchzusetzen) könnte es geben, gibt es; die Übertreibung, ohne die keine satirische Wirkung entsteht, hat ihre Ursache in der Häufung und Wiederholung von an sich durchaus wahrscheinlichen Details. Vielleicht wirkt die Zeichnung gerade deshalb so unerbittlich, weil man die Figuren nicht als Zerrbilder abtun und wegschieben kann. Ins Unwahrscheinliche gesteigert ist vor allem ein Zug: die herrschende Indiskretion: wenn die Adoptiveltern die leidenschaftlichen Tagebuchaufzeichnungen des Kindes ihren abendlichen Geselligkeitsrunden vorlesen und gleichzeitig das Verhalten des Kindes kommentieren, das im gleichen Raum schläft – zu schlafen vorgibt. Aber gerade diese übersteigerte Indiskretion charakterisiert wie kaum etwas anderes die beiden Erzieher; sie findet ihre äussere Entsprechung übrigens im Raum, in dem sich das Kammerspiel freundlicher Lieblosigkeit abspielt: es ist eine Wohnung, die nur aus einem einzigen, riesigen, nach den Prinzipien zeitgerechten und wirkungsvollen Wohnens eingerichteten Raum besteht, ohne Rückzugsmöglichkeiten für das Kind und doch kein Ort der Gemeinsamkeit: ein Schauobjekt, wie der Lebensstil der beiden Besitzer gerade in seiner betonten Originalität unecht.

Die übersteigerte Indiskretion und der offene Raum sind in diesem Roman wichtige Elemente der Erzähltechnik; ja man könnte sagen, dass die ganze Geschichte in keinem anderen Raum stattfinden könnte (selten wird die Wohnung so stark wie hier in das Ganze eines Buches integriert!). Denn erzählt wird aus der Perspektive des Kindes, genauer gesagt: erzählt wird,

was das Kind hören und beobachten kann – und das ist, dank dem riesigen Raum und der Indiskretion der Erwachsenen, sehr viel, fast alles. Das Nebeneinander der satirischen Zeichnung und der kindlichen Perspektive ist zwar ungewöhnlich reizvoll, aber nicht ganz unproblematisch. Es ist oft nicht leicht festzustellen, wo die Wahrnehmung des Kindes aufhört und die Darstellung der Autorin einsetzt; der Erfahrungsraum des Kindes wird mit einer betont erwachsenen, nämlich der satirischen Sprache beschrieben. Paula erhält – auch wenn man eine ungewöhnliche Frühreife anzunehmen bereit ist – Züge, die einer Achtjährigen kaum entsprechen können. Ihre Leidenschaft zu schreiben wird man zwar durchaus glauben, ihre Sucht nach tiefsinnigen Zitate (mit denen sie ihre eigene seelische Welt sichtbar macht) vielleicht noch akzeptieren –, schwerlich dagegen ihre Fähigkeit zur Selbstreflexion und den scharfen Blick ihren Adoptiveltern gegenüber. Es ist, so gesehen, eigentlich erstaunlich, dass die kleine Paula keine literarische Konstruktion geworden ist, sondern als durchaus lebendige, rührende, auch erstaunliche Figur durch den Gross-Raum der Erwachsenen geht, unaufhörlich beobachtet und dennoch unverstanden, unerkant, wie unter einer Tarnkappe. Das mag daran liegen, dass die kindlichen Züge – etwa das offene oder verschlüsselte Werben um Liebe und die trotzig Abwehr, wenn dies Werben unerfüllt bleibt – glänzend getroffen sind, und vielleicht noch mehr daran, dass das Kind als einzige Figur nicht mit der Schärfe der Satire, sondern mit der Wärme der Identifikation gezeichnet ist: eine Gegenfigur gegen die Vernunftwelt der Erzieher, denen das Leben nur ein Anlass ist,

unaufhörlich diskutiert und – unter Umgehen der Wahrheit – analysiert zu werden.

Elsbeth Pulver

¹Gabriele Wohmann, Paulinchen war allein zu Haus, Roman. Luchterhand-Verlag, Neuwied und Darmstadt 1974.

ROKOKOSTUCK IN DER SCHWEIZ

Wir sind gewohnt, die Stuckdekorationen in Kirchen, Schlössern und Patriarchenhäusern eben als dekoratives Anhängsel der Architektur zu betrachten, als den Raum und die Fläche gliedernde und belebende unselbständige Zutat zu einer Art Gesamtkunstwerk. Wir fragen im allgemeinen nicht nach dem Namen des Stukkateurs, wenn wir den des Architekten kennen – genausowenig, wie wir uns etwa nach dem Gipser oder Maurer erkundigen. Mit seinem Buch über die Brüder Andreas und Peter Anton Moosbrugger gibt *Andreas F. A. Morel* nun bedeutend mehr als eine Künstlermonographie: er entwirft ein auf weite Strecken neues Bild von Wesen und Bedeutung der Stuckarbeit und von der Stellung des Stukkateurs – wenigstens was das 18. Jahrhundert betrifft¹.

Da zeigt es sich, dass wir offenbar nicht mit dem recht starken künstlerischen Selbstbewusstsein der Stukkateure gerechnet haben, wie es sich in zeitgenössischen Quellen bekundet. Da wird durch behördliche Erlasse festgestellt, wieweit der Maurer gehen darf und wann er das Feld dem durch keine Zunftbestimmungen geschützten Stukkateur oder Kunstgipser zu räumen hat – «sintemahl das Gipsen kein Handwerk, sondern eine freye Kunst ist», wie der Schaffhauser Stadtrat am Ende des 17. Jahrhunderts erklärt. Häufig wurde darum auch mit dem Stukka-

teur – wie mit dem Baumeister oder dem Freskenmaler – ein gesonderter Vertrag oder Akkord abgeschlossen, sein Honorar unterscheidet sich nicht wesentlich von dem des Malers der Deckenfresken, und wie dieser hat er gelegentlich sein Werk signiert. Wahrscheinlich sind durch unsachgemässe Restaurationen solche Signaturen überdeckt worden, oder sie sind bei dem Umfang der Stuckdekorationen etwa einer Kirche und bei der Entfernung des Betrachters nur schwer zu finden. Damit und mit der mangelhaften Überlieferung der Akkorde mag es zusammenhängen, dass von den 54 Nummern, die Morels Werkkatalog für die Moosbrugger registriert, deren 35 Zuschreibungen sind – ein für den Laien etwas erstaunliches Verhältnis (zumal einzelne der gesicherten Werke gar nicht erhalten sind). Da die Zuschreibungen kaum diskutiert werden und ältere, aber von Morel verworfene stillschweigend weggelassen sind, müssen wir ganz der Wissenschaftlichkeit des Autors vertrauen.

Wir dürfen dies um so eher, als es Morel ja nicht nur um Andreas Moosbrugger (1722–1787) und dessen jüngsten Bruder Peter Anton (1732–1806) geht, sondern ebenso sehr darum, einen Einblick in die Technik des Stuckierens, in die Bautätigkeit der Vorarlberger in der Schweiz und in die Hauptmotive der Stuckdekoration überhaupt

zu geben. Die Moosbrugger entstammen einem Vorarlberger Geschlecht, dessen Vertreter vom 17. bis ins 19. Jahrhundert hauptsächlich Baumeister, Stukkateure und Maler gewesen sind (auch der Hauptarchitekt der Klosterkirchen von Muri und Einsiedeln war ein Moosbrugger). Ende des 17. Jahrhunderts sollen im hinteren Bregenzerwald neun von zehn Männern als Bauleute tätig gewesen sein! Sie arbeiteten, der geographischen Lage Vorarlbergs entsprechend, als Wanderkünstler – «Saisonarbeiter» – vor allem in Süddeutschland und in der Schweiz. Die Stukkateure hatten sich mit einer starken Konkurrenz der Wessobrunner Berufskollegen und der Trupps aus dem Tessin und aus Italien auseinanderzusetzen. Durch zuverlässige und qualitätsvolle Arbeit machten sich die Brüder Moosbrugger einen Namen und erhielten Aufträge vor allem im Gebiet zwischen dem aargauischen Seetal und dem Bodensee (Hauptwerke in Trogen, Herisau, Horgen, Wädenswil). Über das individuell Besondere und den künstlerischen Stellenwert des Moosbruggerischen Stukkateurtrupps in der Schweiz kann das Buch kaum Auskunft geben, da Vergleichsmaterial und vergleichbar sorgfältige Beschreibungen fehlen. Auch die festgestellte Entwicklung von kapriziös-phantastischen Rokokoformen zur klarer gegliederten, kühl-eléganten Dekoration des Klassizismus gegen Ende des 18. Jahrhunderts dürfte eine allgemeine Erscheinung in der Kunst jener Zeit gewesen sein.

Zu danken ist Morel für manche Klärung. Gewissenhaft erläutert er die scheinbar banalen und doch so wichtigen Details: die Aufbereitung der Stuckmasse aus Kalk, Quarzsand, Gips, Wasser und – Geheimnis; die Proble-

matik des schnellen Abbindens, das man einerseits durch Zusätze (Milch, Wein u. ä!) zu verlangsamen trachtet, das andererseits den Künstler zu schnellem, kaum korrigierbarem Arbeiten zwingt. Vorfabrizierte trockene oder durch Holzmodel an Ort und Stelle gepresste Elemente kommen vor (etwa Puttenköpfe oder Reihenornamente), bei der bizarren Vielfalt und Variationsbreite der Formen ist das Arbeiten aus freier Hand aber doch die Regel. Immerhin: Morel gibt uns eine Art Vokabular in die Hand, mit dessen Hilfe wir das scheinbar diffuse Gewirr regelloser Schnörkel auf ein paar Hauptformen hin differenzieren können: C-Rocaille, Kartusche, Deckenspiegel.

Der Hauptgewinn des Buches liegt wohl in dem Nachweis, dass der Rokokostuck nicht nur die Funktion von Zierde und Ornament hatte, sondern durchaus auch eine darstellende, ikonographisch zu interpretierende Bedeutung – dies vor allem in den profanen Aufträgen, wo die Zusammenarbeit mit Malern seltener ist und wo der Auftraggeber seine Wünsche an ein Bildprogramm beim Stukkateur anmeldet. In den rahmenartigen Kartuschen finden sich realistische Veduten, Allegorien der Jahreszeiten, Elemente oder Erdteile, aber auch – so in den Häusern der Zellweger in Trogen – patriotische Motive wie Landsgemeinde und Apfelschuss. Interessant sind die Exkurse Morels zum Thema «Idealvedute» mit ihren Pastoralsszenen, exotischen Pflanzen, Ruinen in märchenhafter Alogik, wo in diese – wie es scheint – so harmlose «Zuckerbäckerkunst» das Unheimlich-Pittoreske, das Phantastische, die Vergänglichkeitsthematik hereinkommt – Merkmale, die der Autor überzeugend in den Stil der

Epoche (englische Landschaftsgärten, Salomon Gessner, Zauberflöte, Robinsonaden usw.) einordnet und damit von seinem Gegenstand her einen Beitrag zur Ästhetik des Rokokos überhaupt leistet.

Dass das Buch mit seinen 200 Abbildungen nach Photographien, Stichen und Zeichnungen – ohne die Allüre eines übertrieben aufwendigen Kunstbandes – auch drucktechnisch eine nicht

alltägliche Leistung ist, sei am Rande vermerkt.

Uli Däster

¹Andreas F. A. Morel, Andreas und Peter Anton Moosbrugger. Zur Stuckdekoration des Rokoko in der Schweiz. Beiträge zur Kunstgeschichte der Schweiz 2, herausgegeben von der Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte, Bern 1973.

HINWEISE

Dienst am geistigen Erbe

Neben dem eigenen dichterischen Schaffen hat sich *Otto Heuschele* als Essayist, Herausgeber und Vortragsredner immer wieder in den Dienst des abendländischen, vornehmlich des deutschen Geisteserbes gestellt. Zeugnisse solchen Bemühens aus jüngerer Zeit enthält der Band *«Umgang mit dem Genius»* (Verlag Dokumentation, Pullach bei München 1974). Was Heuschele in der ersten Hälfte des Buches über Goethe und dessen Freund Graf Reinhard, über Wilhelm von Humboldt, Hölderlin, Kleist, Brentano, Hauff und Uhland sagt, beeindruckt durch den feinen Sinn für das Individuelle und für den Zusammenhang von Leben und Werk. Stärkere persönliche, bekenntnis-hafte Züge haben die Aufsätze *«Reiche Jahre»* und *«Zeitgenossen»*, die den zweiten Teil der Sammlung, Charakteristiken von Strömungen und Gestalten des zwanzigsten Jahrhunderts, einleiten. Die reichen Jahre sind die zwischen 1925 und 1932, die Heuschele als eine grosse Zeit der deutschen Geistesgeschichte rühmt. Essays und Reden über Stefan George, Hugo von Hofmannsthal, Eberhard von Bodenhausen,

Charles Du Bos, Carl J. Burckhardt, Robert Boehringer, Eduard Spranger und Karl Kerényi geben Anteil an seinem intensiven Erlebnis zeitgenössischen Dichtens und Denkens.

Von dem bedeutenden französischen Kritiker Charles Du Bos bemerkt er, man fühle etwas wie Abschied über seinem Werk. Das gilt wohl auch von dem Essayisten Heuschele selber, ob schon er mit seiner Literaturbetrachtung der Gegenwart und der Zukunft dienen will. Auf den Vorwurf des unzeitgemässen Ästhetizismus, wie er namentlich gegen George und Hofmannsthal erhoben wird, antwortet er mit dem Hinweis auf die tiefe Lebensbezogenheit und den ethischen Gehalt ihrer Werke. Dazu wäre vielleicht anzumerken, dass diese Hochbegabten, wenn nicht Kunst für die Kunst, so doch Kunst für eine Elite schufen und den wachsenden Problemen der Masse wenig Rechnung trugen. Letzteres tat dann Hitler auf seine Weise. Otto Heuschele hat sein Humanitätsideal durch die Hitlerjahre hindurchgerettet, und dank einem Stil von schöner Einfachheit mag es ihm gelingen, als Bewahrer und Vermittler des kostbaren Erbes über die Kennerkreise hinauszuwirken. -chl-